

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

145 (26.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Gespräch mit einem Sklavenhalter

Von Leo Matthias

Der Verfasser dieses Artikels ist vor einigen Monaten von einer größeren Reise durch Vorderasien zurückgekehrt und gibt seine Eindrücke und Beobachtungen in Buchform unter dem Titel „Griff in den Orient“ im Verlag Bibliographisches Institut AG, Leipzig, heraus. Wir entnehmen dem interessantesten Buch mit Genehmigung des Verlags folgenden Abschnitte.

Perfischer Golf.
Ein kleines Schiff. — Die Luft ist trübenlos. Zwischen dem feuchten Meer unten und dem trockenen oben liegt eine glänzende Stille. Ringsum ist Morgen. Wir haben vor einigen Tagen die Perleninseln von Sachren angefahren und die arabische Sklavensklade betastet.

Alle, die auf dem Schiff sind, die Leute von den Küsten, die Araber, Perser, Indier und alle anderen, die Europäer, Türken, Indier, Afghanen hocken oder sitzen herum und rätseln sich in der Sommerhitze. Auf dem obersten Deck haben die Sklaven des Emirs von Datar wie jeden Morgen einen bunten Teppich ausgebreitet.

Ich bin der Gast des Emirs von Datar. Ich liege, die Nase zum Himmel, auf seinem Teppich. Neben mir, im langen weissen Kleid, hockt Mochamel, der Greis, ein junger, bärtiger Mann mit blauen, weitblickenden Augen, der unter seinem linken, angewinkelten Arm ein dickes Buch trägt.

Abdallah, Mochamets Freund, hatte sich auch zu uns gesetzt, und auch der dritte arabische Emir, dessen fünfzigköpfiges Negergeschicht aus einem weissen Raschmir Tuch umberschaut, ist — wie immer — mit seinen beiden Sklaven erschienen, von denen der eine die hohe Aufgabe hat, die Wasserflasche zu halten, und der andere, den Tabak vor Wind zu schützen.

Wir hatten, ausgebreitet unter dem wolkenlosen Himmel, über vieles und noch einiges mehr gesprochen, über das arabische Theater, über Lenin, über die Regemengen in Deutschland, über Mr. Benn vom Foreign Office, über Ibn Saud, den König Arabiens, über Wilhelm II. und über das festliche, ganz unbekannte kleine Volk an der Spitze der ostarabischen Musfandam-Halbinsel, die Schibus.

Es ergab sich, daß Abdallah ein Historiker war, der seine Literatur auf kannte und über jede Quasidomäne dieses Golfs etwas Wissenswertes zu sagen wußte. Es war auch Abdallah, der Mochamets, dem Emir und allen, die noch hinzugekommen waren, die erstaunliche Geschichte der Karanten erzählte, die hier, an der Ostküste Arabiens, einmal ein Reich geestlich hatten, dessen Grenzen weithin bis zum roten Meer und nördlich beinahe bis Bagdad gingen.

Der Emir, der aufmerksam zugehört hatte, wandte sich zu Abdallah. „Es ist nicht alles so gewesen, wie du es erzählt hast. Die Karanten hatten Sklaven. Die Sklaven wurden damals aus Abessinien eingeführt, und ohne sie hätte Karant nichts erreichen können.“

Wir waren alle sehr erstaunt, daß der Emir etwas über die Geschichte der Karanten wußte. Auch war die Tatsache, von der er jetzt berichtete, sowohl Abdallah wie mir ganz unbekannt. Wir wollten gern etwas mehr erfahren. Vor allem mir war daran gelegen, es war mit diesen Worten endlich ein guter Anlaß gegeben, über jene Sklaverei zu sprechen, die an der ostarabischen Küste noch heute eine allgemeine und geduldet Institution ist. Ich warierte bereits seit Tagen auf dieses Gespräch; ich hatte erfahren, daß jene beiden Sklaven, die die Wasserflasche des Emirs bedienten, und auch die anderen, die meistens im Zwischenbereich blieben, nicht nur, wie das häufig in Persien geschieht, als Sklaven bezeichnet werden, sondern wirkliche Sklaven waren, auf einen Markt erfindende Ware.

Aber der Emir hatte anscheinend keine Lust, sich in Gegenwart der vielen fremden Menschen, die um uns herumhockten, über die Sklaverei, und sei es auch nur die der Karanten, zu unterhalten. Er erhob sich und entschuldigte sich damit, daß sein Essen — es wurde von einer eigenen Küche für ihn zubereitet — auf ihn wartete.

Erst als wir uns zu vier an den nächsten Morgen wieder auf seinem Teppich trafen, und auf dem weissen Deck kein Passagier zu sehen war, ließ sich der Emir darauf ein, das unterbrochene Gespräch fortzusetzen.

„Sie sind natürlich gegen die Sklaverei“, sagte er. „Sie sind ein Europäer. Die christlichen Nationen sind ja der Ansicht, daß es mit der Würde jedes Menschen unvereinbar sei, ein Sklave zu sein oder sich Sklaven zu halten.“

Der Ton, in dem das gesagt wurde, war stolz, und der Blick kam etwas mißtrauisch von der Seite.

Ich antwortete: „Es ist für mich, als Europäer, nicht einfach, Ihnen zu erwidern.“

Es ist nicht zum erstenmal, daß ich vor der Notwendigkeit stehe, über die Sklaverei nachzudenken. Ich habe kurz vor dem Krieg, als ganz junger Student, einmal den sonderbaren Einfall gehabt, daß alle sozialen Fragen leicht gelöst werden könnten, wenn man sich

nur entschließen würde, davon auszugehen, was durch die Natur des Menschen gegeben sei. Denn es ist ganz zweifellos, daß im Falle eines Entwebers oder die einen es vorziehen würden, den Tod zu riskieren, aber unabhängig zu bleiben, während die anderen eher bereit wären, auf ihre Unabhängigkeit zu verzichten, wenn sie zum Ausleihen die Gewähr erhielten, daß man sie und ihre Familie bis zum Tode ernährt und leidet. Wer die Ueberzeugung aufbrachte, daß er zur ersten Gruppe gehöre, sollte mit der Sorge um das Wohl und Weh der zweiten Gruppe befaßt werden. Auf diese Weise — dachte ich — müßte es möglich sein, den beiden Grundgruppen der Menschheit, von denen die eine immer die Gefahr laßt und die andere die Sicherheit, zeitweilig zu entsorgen.

Ich habe dann später, zum erstenmal in Marokko, Zustände gesehen, die meiner Utopie sehr nahe kamen, und ich bin schließlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Affekt, mit dem wir in Europa von der Institution der Sklaverei sprechen, zwar echt, aber falsch ist.

Abdallah und Mochamel waren über meine Worte sprachlos und starrten zuerst auf mich und dann auf den Emir. Aber die pupillenschwarzen Augen des Arabers blieben unbewegt.

Er sagte: „Ich habe vor kurzem mit meinen Brüdern über diese Fragen gesprochen und auch über die Sklaverei, und wir sind alle der Ansicht gewesen, daß es nicht gut wäre, sie abzuschaffen.“ Er ärgerte, weiter zu sprechen.

Ich fragte: „Wie sind Sie plötzlich auf den Gedanken gekommen, es könne vielleicht doch gut sein, sie abzuschaffen?“

„Die meisten von uns haben zu viele Sklaven. Was sollen wir mit so vielen Sklaven tun? Wir müssen sie alle bis zu ihrem Tode ernähren. Und alle haben eine große Familie.“

„Aber es gibt doch wahrscheinlich auch viele, die nur zwei oder drei oder sogar nur einen Sklaven haben“, meinte ich.

„Ja, das ist richtig. Aber wenn nun dieser eine Sklave verunglückt oder alt wird? — man muß sehr viel für einen neuen Sklaven bezahlen.“

„Das verstehe ich nicht. Wenn die meisten von Ihnen zu viele Sklaven haben, so müßten doch die Preise sehr niedrig sein.“

„Nein. Sie sind hoch. — Wir verkaufen unsere Sklaven nicht. Ich habe niemals einen von meinen Sklaven verkauft.“

Hier konnte ein Nationalökonom etwas lernen, dachte ich. Aber die Antwort betrieblige mich nicht, denn nun tauchte eine zweite Frage auf. Ich sagte:

„Es wird dann etwas anderes ganz unverständlich. — Warum bleiben Sie dann bei dieser Institution? Es wäre doch unter diesen Umständen viel besser, die Sklaverei abzuschaffen? Sie hätten die Freiheit eines europäischen Arbeitgebers, der seine Leute entlassen kann, wenn er sie nicht mehr gebraucht, und sich den Teufel darum schert, was aus ihnen wird.“

Mochamel und Abdallah konnten sich bei dieser Wendung des Gesprächs nicht mehr still verhalten.

Mochamel, verwirrt durch den Vorzug, den man bei solcher Betrachtung der Sklaverei geben mußte, meinte, das Los eines europäischen Arbeiters sei gewiß nicht zu beneiden, aber das Los eines Sklaven sei schlimmer. Sklaverei sei Ausbeutung in ihrer brutalsten Form. Und Abdallah meinte, es seien eben „beide Formen der Ausbeutung“ zu verwerfen. Und dann kam er auf den Kommunismus. Denn nur der Kommunismus verbinde mit der Sorge um die Freiheit des Menschen auch die Sorge um seine Zukunft.

Der Emir lag zu einem der beiden Sklaven, einem hübschen, halb-wahrscheinlichen Jungen, der während des ganzen Gesprächs neben ihm saß, und dann zu mir: „Die Europäer haben das Wort Ausbeutung zu uns gebracht, und viele von uns benutzen es jetzt. Aber ich verstehe nicht, was man damit meint. — Ich will Ihnen diesen Jungen hier zeigen. Und wenn er Ihr Eigentum ist und Sie mit ihm so fern sind, daß er sich nicht mehr zu fürchten braucht, dann sollen Sie ihn fragen, ob er es bei mir schlecht gehabt hat oder nicht. Sie können auch unsere Küste betreten und jeden anderen Sklaven befragen. — Sie werden einige Orte finden, wo man die Sklaven freigelassen hat. Aber Sie werden keinen Ort finden, wo freie Sklaven fortlaufen sind. Sie würden das wohl getan haben, wenn man sie schlecht behandelt hätte. Wenn also ein Sklave sich bei seinem Herrn wohl fühlt, wie darf man dann ein Ausbeutungsrecht haben, das nicht, was Sie meinen, ein Recht ist, die Sklaven zu verkaufen?“

Was kann man einem Menschen mehr geben, als daß er zufrieden ist? Ich glaube, daß Sie unter unseren Sklaven mehr zufriedene Menschen finden werden als sonst irgendwo in der Welt. Sie müssen es heute schon alle, daß sie es bei uns besser haben als jene Freien, die überall verhungern. Sie haben es besser bei uns, und wir haben es besser mit ihnen. Wir wollen keine Zustände haben wie in Europa oder in Amerika. Es ist gut so, wie es ist. Wir wollen nichts daran ändern.“

Mochamel legte den Kopf zurück und schmalzte mit der Zunge, was im Orient „nein“ bedeutet. Dann meinte er: „Es sei ja möglich, daß der Emir seine Leute gut behandle und daß alle anderen das auch täten. Aber welchen Schaden habe ein Sklave gegen seinen

Herrn, der dies nicht tue, ihn ausbeute oder sogar schlage? Man könne eine Gesellschaftsordnung nicht auf die menschliche Güte und das Vertrauen aufbauen, sondern nur auf gute Institutionen. Abdallah war ganz seiner Ansicht. Der Emir schwieg. Ich hatte nichts mehr zu sagen.

Kunst und Wissen

Munzisches Konservatorium

Fünfter Abend. Mit gutem Einfühlungsvermögen, bestimmtem Anschlag und rhapsodischer Gewissenhaftigkeit spielte Irmgard Korwan eine Mozartsche Klavierkonzerte. In gefälligen kleinen intim gehaltenen Klavierstücken von Niemann zeigte Maria Leibler ihr gutes technisches Können. Sie hat einen temperamentsvollen, gestaltungsreichen Vortrag. Das C-Moll-Trio von Beethoven wurde warm und innig von Martha Fischer, Grifa Saud und Elisabeth Herrmann verleben. Alle drei Interpretinnen entwickelten auf ihren Instrumenten einen modulationsfähigen Ton, sie verstanden reiflich ihre Absichten zu verwirklichen. Das Zusammenspiel war harmonisch. Die Tenorstimme Kurt Kahns ist von sympathischem Klang, sie ist verhältnismäßig groß, gewinnt der Höhe zu an Kraft und Glanz. Rahn sang mit Wärme, Inbrunst und Ausdruck die Siciliana aus der Cavalleria. Rosa Hauert spielte technisch mit Geläufigkeit und musikalischem Empfinden zwei Walzer von Chopin. Die Wiedergabe des Tschajnowski-Trio durch Gertrud Beißel, Gertrud Bösel und Wilhelm Wehrdt hatte eine starke persönliche Note. Ein in der Bearbeitung frei gehaltenes Rhythmus ermöglichte eine plastische Gestaltung, die Spieler folgten ihrem Temperament, die Auffassung war großzügig.

Schüler-Hauptvorspiele

Im Bürgeraal des Rathauses fanden Vorspiele von Schülern der Lehrkräfte statt. Die dem allgemeinen deutschen Musikerverband angeschlossenen sind. Ausgezeichnet bewältigt technisch wie künstlerisch Martin Spengler den ersten Satz des Beethovenschen Violinkonzerts. Seit man Spengler das letztemal gehört hat, hat sein Ton an Fülle und Ausdruck gewonnen und seine Technik hat sich nach allen Seiten hin vervollkommen. Sein Vortrag ist berechtigt, abgeklärt. Die vollendete Wiedergabe der Kadenz zeigte eine markante Steigerung des Festbandes. Krausmeier spielte mit einem Mozartkonzert den ersten Satz. Seine Technik ist geläufig, sein Vortrag hat Temperament. Eine gewissenhafte Pianistin ist Hilke Kehrman, die da Varghetto und das Allegretto des Konzerts wiederbrachte. Der Vortrag war rhapsodisch bestimmt und ausdrucksvoll. Emil Siegel hat einen gut gefüllten, nach der Höhe zu gerundeten Bariton, den er vorzüglich beherrscht. Im Forte gewinnt die Stimme an Wohlklang. Hilde Pauli sang die schwierige Senta-Ballade. Ihr Sopran ist archaisch, in der Höhe voll. Die Wiedergabe wurde durch eine merkwürdige Alteration stark beeinflusst. Anni Gimdel sang die Mendelssohnsche Sopranarie „Höre Israel“ mit guter Longebung, verinnerlichtem Ausdruck und sicherer Technik. Renate Spahnake, sie spielte das Violinkonzert von Handl und an einem zweiten Vorspielabend noch eine Beethoven-Sonate, scheint fleißig zu studieren. Sie hat sich untrügend schon ein großes Können angeeignet. Ihr Ton klingt voll, ihr Strich ist sicher und ihre Auffassung verrät eine überaus starke Musikalität. Josef Sacher und Fritz Köhler interpretierten mit Stillsicherheit das Bachsche D-Moll-Konzert für zwei Violinen. Beide Geiger haben das richtige Verständnis für dieses Werk, ihr Vortrag war lebendig, rhapsodisch und dynamisch einwandfrei. Erta Moehner, die aus dem C-Dur-Klavierkonzert von Beethoven zwei Sätze wählte, hat Energie im Ausdruck, ihr Anschlag ist kräftig, er hat klare Schattierungen. Konzertmeister Ottomar Voigt bewährte sich als ein umsichtiger, gewandter Dirigent, der den Interpreten einen großartigen Spielraum ausstreckte. Auch F. W. Pallaß leitete das Philharmonische Orchester, das die Begleitungen mit großer Delikatesse durchführte, mit Sachlichkeit.

Eine sehr reife ausgenügte Technik besitzt Lotte Bollmaier. Sie spielte ein Schubert-Impromvü mit weichem und fülligem Anschlag, aus der ganzen Wiedergabe sang Antiketti und Hingebung. Gretel Knieker, Renate Spahnake und Ernst Spahnake verlebendigten ein Handl-Trio. Das Gesamtbild zeigte von Feinfühligkeit für das Filigran des Opus. Die Technik aller drei Interpretinnen ist für derartige Wiedergaben voll und genügend. Die Art, wie Sofie Grech singt, ist sehr sympathisch. Die Stimme ist gut gefüllt, die Töne werden ihrem Wert nach durchgehalten, die kräftige Atemführung läßt keine Unruhe aufkommen. Kalanahon und deutlich mit lebendigem Ausdruck spielte Emma Hurst ein Scherzo von Schubert. Mit Feinheiten im Ausdruck wurde von Walter Klerer und Irmgard Kech eine Schubert-Sonatin für Violine und Klavier wiedergegeben. Renate Martin und Hilde Weisbrod haben beide einen feinfühligsten Anschlag und eine sichere Technik. Die vierhändigen Brahmswalzer, die sie spielten, fanden auch rhapsodisch eine sorgfältige Wiedergabe.

Sonst könnte es der Fall sein, daß wir nicht mehr gut zusammen auskommen.“

Ein scharfer Biss meinte mich aus meinem Dabindringen. Es war das Zeichen der Mittagspause. Alle Gefangenen liehen ihre Werkzeuge an Ort und Stelle zur Erde fallen und sammelten sich wie eine Schaafherde um ihren Hirten bei den Wachtstolen und dem Aufseher. Geschlossen wurde zum Beirath marschiert, wo ein Soldat mit einem Küchensel besetzt stand, um an uns hungriige Menschen den Mittagstisch zu verteilen. Mit Blechschüsseln traten wir im Gänsemarsch an, um unsere Portion in Empfang zu nehmen. Eine Hochzeitsplatte war es nicht, die uns verabreicht wurde. Aber es schmeckte uns dennoch. Rasch hatte ein jeder sein Wasser mit Krautlatschen und Sauböhen nebst 750 Gramm Brot empfangen. In zehn Minuten war das Zeug hinuntergeschlungen. Dann folgten noch zwanzig Minuten Ruhepause. Der Biss des Aufsehers ertönte. Es ging wieder an die Arbeit!

Eine Viertelstunde vor Dämmerung wurden wir wieder ins Gefängnis zurückgeführt. Jeder wurde einer Verhörerstation unterzogen. Auch das geringste Einschmuggeln von Gegenständen sollte unterbunden werden. Oft kam es vor, daß ein armer Kerl, bei dem auch nur eine alte Blechschüssel gefunden wurde, ohne weiteres drei Monate ins Zellengefängnis geworfen wurde. Dieses Gefängnis war eine Zementzelle, in der der Gefangene ohne Kleidung und mit ganz wenig und schlechtem Essen seine Strafe absitzen mußte. Mißhandlungen sind auch hier wieder an der Tagesordnung.

Ohne Gnade wird der geschwächte halbverhungerte Sträfling am Morgen von seinem harten Lager aufgeschoben und zur Arbeit geführt. Warmes Essen gibt es nicht! Der Gefangene muß sich mit seiner Brotkrumen begnügen, die meist schon während des Marsches zum Arbeitsfeld vor Hunger verzehrt wird. Viele der Armen, die dieser schweren Arbeit nicht gewachsen waren, brachen in der glühenden Sonnenhitze im Weinberg tot zusammen oder starben später. Niemand kümmerte sich um das Grab solch eines Heimtöten. Nur die Leidensgenossen gehen den Toten zusammen an den abelmußvollen Hügel vorüber und weihen den armen Toten, den erlösten Armen eine Träne des Gedenkens. (Fortsetzung folgt.)

ALOIS NOLD

DIE HOLLE VON CAYENNE

Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegionärs
Verlag: Verlagesdruckerei Volksfreund GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Weinbergarbeit

Trübsinnig rühten am Abend die Schwerarbeiter im Lager ein. Sie konnten mit Fragen nicht fertig werden; bei welchem Aufseher man eingeteilt sei usw. Diese Fragen hatten ihren Grund. Denn der eine Aufseher ist anständig, — was man bei diesen Leuten so anständig nennen konnte! — der andere Aufseher ist ein rober, brutaler Patron. Müde vom ewigen Antworten verfanen wir Neuen endlich in einen tiefen Schlaf und waren glücklich, wieder einen grauen Tag hinter uns zu haben.

Punkt fünf Uhr morgens wurde die Saaltüre geöffnet, die Gefangenen drängten wie eine Hammelherde zum Gefängnishof, in dem ein Aufseher stand und die Erkennungsnummer eines jeden Gefangenen notierte. Rasch waren die Arbeitstrupps zusammenbestellt und im Gänsemarsch ging es zur Arbeitsstätte, jeweils unter Führung eines Aufsehers. Ich wurde der Abteilung zugewiesen, die der Aufseher Pons-Simon befehligte, ein hochgewachsener, stämmiger Mensch. Als er vernahm, daß ich Deutscher bin, lächelte er verschmitzt und meinte: „Na Frit, du kannst ja heute sein, was du bei der Arbeit verzeihst und kamm.“

Ein Arbeitstrupps besteht immer aus 22 Mann. In meinem Kommando war ich der einzige Europäer. Andere Kommandos hatten sechs bis acht Europäer. Sie waren besser daran, konnten sie sich doch in unbewachten Augenblicken in ihrer Muttersprache ganz gut unterhalten.

Geschlossen ging es durch die drei Gefängnistore. Am letzten Tor hatte der Gefängnischef Ausstellung genommen. Jeder Arbeitstrupps wurden vier Soldaten zur Bewachung beigegeben.

Auch die uniformierte Mannschaft war dem Aufseher unterstellt und mußte allen seinen Befehlen Folge leisten.

Nach zwanzig Minuten kamen wir auf unserm Arbeitsplatz an, einer 900 Hektar großen Weinfarm, die das ganze Jahr hindurch von den zweiundzwanzig Mann bewirtschaftet wird. Es scheint das ziemlich viel zu sein. Ist aber in Wirklichkeit nicht so schlimm für die Gefangenen. Als ich als Neuling meine erste Arbeit im Weinberg verrichten mußte, war man gerade dabei, die einzelnen Weinstöcke freizulegen und zwar fünfundsiebzig bis dreißig Zentimeter tief, je nach den Bodenverhältnissen oder der Lage. Das einzelne Rebenfeld bestand aus etwa fünfundsiebzig Weinstöcken in einer Länge von fünfhundert Meter. Ein jeder von uns bekam eine solche Reihe als Tagespensum zugewiesen. Es schien unmöglich, diese Arbeit in einem Tage fertigzubringen. Unmöglich aber nur für den, der den Schwindel nicht kennt. Eine Strecke von fünfshundert Meter Länge, dreißig Zentimeter Tiefe in einem Tag umgraben ist für sich eine unaussprechbare Arbeit. Von uns aber wurde sie geleistet; sie mußte geleistet werden, alles Zaudern half nichts. Die sechzig Zentimeter lange Rinde mußte ihre Arbeit verrichten. Kommt der Sträfling nicht mit, so hilft ihm der Aufseher mit dem Stöckel nach, und wenn der arme Teufel auch zusammenbricht. Beschwerderecht gab es nicht. Was hätte es auch gescholten. Man hätte sein Los dadurch nur noch verschlimmert.

Die ersten drei Tage wurde ich einem anderen Gefangenen beigegeben, um die Weinbergarbeit zu erlernen. Dann erhielt ich allein Arbeit. Schon die erwähnte Saade oder Rinde ist ein Qualitätsinstrument. Der kurze Stiel mit etwa zwölf Zentimeter am vorderen Ende macht den armen Gefangenen zu einem buckigen Krüppel. Wir arbeiteten und schuflerten wie verzweifelt und kamen doch nicht vorwärts. Die „Alten“ hatten bald einen großen Vorprung. Das Räder war bald gelöst. Wir Neulinge lieferten eine korrekte und saubere Arbeit, die übrigen Gefangenen aber wandten alte Tricks an, sie hatten und schaukelten auf den obersten Erdhülsen herum und kamen so leicht vom Stiel. Für den Neuling war es schwer, diesen Trick anzuwenden, denn der Aufseher von Aufseher war ihm stets auf den Fersen. Beiweis gegen Mittag kam die erste Mahnung: „Frit, nehm die. Jetzt zusammen,